

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

15.6.1919 (No. 24)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 24

Karlsruhe, Sonntag, 15. Juni

1919

Inhalt: Frühlings Tod. Von Nikolaus Lenau. — Zur Universitätsreform. Von Bruno Altmann. — Leben und Lebenswerk Karl Hoffmayers. Von Hans Rott. — Badische Bücherkammer. Von W. G. Desterling. — Wie ein Feldherr stirbt. Von Karl Friedrich Nowak.

Frühlings Tod.

Warum, o Lüfte, flütert ihr so bang?
Durch alle Haine weht die Trauerkünde,
und störrisch klagt der trüben Welle Gang:
Das ist des holden Frühlings Todesstunde!

Der Himmel, finster und gewitterschwül,
umhüllt sich tief, daß er sein Leid verhehle,
und an des Lenzes grünem Sterbepfuhl
weint noch sein Kind, sein liebstes, Philomele.

Wenn so der Lenz frohlocket, schmerzlich ahnt
das Herz sein Paradies, das uns verloren,
und weil es uns zu laut daran gemahnt,
mußt' ihn der heiße Sonnenpfeil durchbohren.

Der Himmel blüht und Donnerwolken fliehn,
die lauten Stürme durch die Haine tosen;
doch lächelnd stirbt der holde Lenz dahin,
sein Herzblut still verströmend, seine Rosen.

Nikolaus Lenau.

Zur Universitätsreform.

Von Bruno Altmann.

Man kann die Akten der parlamentarischen Geschichte sehr weit zurückblättern, ohne auf eine Debatte zu stoßen, deren Behandlungsgegenstand die Universität gebildet hätte. Relativ bedeutungslose Zwischenfälle wie die Maßregelung politisierender Professoren sind in den Parlamenten verhandelt worden, ein reformatorischer Eingriff in den Bestand der Hochschule ist von hier aus nicht einmal anregungsweise versucht worden. Es konnte es zugehen, daß der Lehr- und Lernbetrieb an den Universitäten sich teilweise konservativer im Geleise der Beharrungstendenz hielt als Schule und andere Staatsorganisationen, als selbst Heer und Kirche.

Die Königsbergerischen Anträge zur Universitätsreform bedeuten eine Durchbrechung der Tradition, allerdings eine recht zaghafte. Sie sind eine an der Außenseite der Universitätsstruktur angebrachte Abänderung. Als erster Schritt, der freilich nötig war, wird er hoffentlich auch die Mutprobe sein, nach deren Bestehung der Reformeifer sich zuverlässlicher an den Abbau unhaltbarer Mischzustände des inneren Lehrbetriebes heranwagen wird.

Eine der Hauptformen des akademischen Unterrichts ist die Vorlesung. Sie ist das Erbstück der Universitäten aus den Verhältnissen ihres mittelalterlichen Ursprungs. Nun: diese Vorlesung ohne Unterbrechung einer beobachtbaren Demonstration, ohne Bühnenaufnahme des Erperimentes, d. h. das gesamte Vorlesungsweisen in den geistig-geschichtlichen Wissensgebieten, also innerhalb der Philologie und Philosophie, innerhalb der Jurisprudenz und Theologie hat heutzutage seine Berechtigung verloren. Es ist mehr Schaden in ihm als Vorteil.

Die Vorlesung dient der Vermittlung des Lehrstoffes. Mehr kann sie nicht leisten. Sie kann nicht, was die akademische Unterweisung im ganzen zu tun hat, eine Anleitung für die wissenschaftliche Forschung sein. Die spezielle Fähigkeit, aus dem singulären Tatsachenmaterial, das in unendlicher Mannigfaltigkeit und in chaotischer Überfülle die Wirklichkeit bietet, Probleme herauszufinden und die Methoden der Bearbeitung sowie der Problemlösung, diese Fähigkeit kann man durch den Besuch von Vorlesungen nicht erwerben. Als Stoffvermittlung leistet sie nun aber ihre Aufgabe höchst oberflächlich und nicht annähernd so gut wie die private Lektüre. Es gibt schlechteren akademischen Gebildeten, der — innerhalb der Geisteswissenschaften — die Beherrschung eines Fachgebietes nur dem Anhören oder dem Nachschreiben und nachträglichen Memorieren von Vorlesungen verdankt. Die Selbstunterweisung an der Hand der Spezial-

lektüre bleibt niemand erspart. Die Sache liegt einfach genug. Der Wissenstoff ist infolge der Spezialisierung nach Breite und Umfang in die Unübersichtbarkeit hineingewachsen. „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, wächst immer neuer Stoff sich an.“ Es ist infolgedessen keinem Dozenten bei der ihm zur Verfügung bleibenden Zeit möglich, sein Material bis in alle Besonderungen und Tiefen der Problematik hin durchzuführen. Es bleibt Stückwerk, von den besten akademischen Lehrern immer am meisten schmerzlich empfundenen Stückwerk. Der Student ist vielleicht noch schlimmer dran. Daß er ohne vorherige Belehrung den Ausführungen des Dozenten mit vollem Verständnis folgen kann, ist eine Ausnahme, nicht die Regel. Der Fall wird natürlich noch seltener, je schwieriger die wissenschaftliche Materie ist. Da steht denn der arme Tor und vertritt sich auf leichter faßliche Stellen, oder er verläßt sich lieber gleich auf das Buch. Der Zusammenhang ist zerrissen, das Stückwerk, welches der Lehrer ihm ohnehin nur bieten konnte, ist in weitere Stückwerke zerbaue. Anderen Studenten, und zwar den wissenschaftlich gründlicheren, stößt eine andere Erfahrung von depressivem Nachteil zu. Sie lernen im Laufe der Vorlesung die Entwicklung eines Gedankens eines Motivs, kennen, mit dem sie gern frei schalten und walten möchten. Sie ahnen, oder werden sich mit Sicherheit bewußt, daß der vorgetragene Gedanke im Zusammenhang mit einem eigenen Motiventomplex ihn ganz Welt- und Lebensanschauungsperspektiven enthüllen würde. Denen ist es geradezu eine Qual, daß die Fortsetzung des Lehrvortrages ihnen die Möglichkeit nimmt, die eben gebotenen Anregungen in ihre Konsequenzen bis zum Abschluß zu verfolgen. Etwas von der Indignation Fausts bei der Unterbrechung seines Studiums durch Wagner macht es ihnen nun aber auch schwer oder unmöglich, den weiteren Darlegungen des Dozenten zu folgen: „Daß diese Hülle von Gesichtern der trockne Schleier stören muß.“ Abermals, d. h. aus einem ferneren Grunde ist der Zusammenhang des Lehrvortrages zerrissen, die Vorlesung hat aufgehört, ihren Zweck der Stoffvermittlung zu erfüllen. Es ist so kein Wunder und wirklich nicht nur mit dem sich allmählich durchsetzenden Bedürfnis nach „akademischer Freiheit“ zu erklären, daß durchaus lerneifrige Studenten mit vorschreitendem Semester die Spitze ins Korn werfen und sich auf ein selbständiges Autodidaktentum an der Hand des Buches verlassen. Unterdessen ist aber schöne Zeit verschwunden worden. In die Monate, in die Jahre hinein gehen die Stunden und Tage, die man während eines Universitätsstudiums ohne beabsichtigte Zwerderrückung im Kolleg zugebracht hat. Der Dozent kommt — rein nach pädagogischen Gesichtspunkten betrachtet — auch nicht besser dabei weg. Er hat das, was er vorträgt, in vielen Fällen schon besser und gründlicher in Büchern und Abhandlungen gesagt. Man braucht ihn nur nachzulesen, was ja in der Regel von seinen Schülern geschieht, und doch muß er auch schöne Zeit mit dem Kollegabhalten zubringen, und ihm verhilft die bewußte akademische Freiheit nicht zur Aufhebung des Zwanges, den er vielleicht noch lästiger empfindet als seine Schüler.

Es ist Jahrhunderte lang so gewesen, also wird wohl auch an den Vorlesungen etwas Gutes oder mindestens etwas Notwendiges sein. Zwar, im Mittelalter und ganze Jahrhunderte darauf waren die Vorlesungen eine notwendige Form des Lehrbetriebes an den Universitäten. Der Bücherbesitz war damals nicht die leichte Sache, wie er es heute ist. Bücher waren bis ins 18. Jahrhundert hinein so teuer, daß sich nur die Lehristalten leisten konnten. Da blieb nichts anderes übrig, als im Wege des mündlichen Unterrichts dem Schüler das erforderliche Kenntnismaterial zu vermitteln. Der mittelalterliche Scholar und auch der Student späterer Jahrhunderte waren in ihren Vorbildungsanstalten, in den Dom- und Stifts- und Staats- und Fürsten- und Stadtschulen zur Aufnahme von Kenntnissen durch Vorlesungen und Nachsprechen erzogen worden. Alles Lernen geschah, da Bücher als Allgemeinbesitz fehlten, in dieser Form der mündlichen Unterweisung. Wenn dann der Scholar mit etwa 15 Jahren zur Universität kam, so war sein Gedächtnis so trainiert, daß er den Lehrstoff nach einmaliger Entgegennahme aus dem Munde des Magisters völlig beherrschte. Ein gar so großes Kunststück war das ja auch nicht. In den einfachen, leicht übersehbaren Kulturverhältnissen des Mittelalters und noch bis zum 17. Jahrhundert war das Kenntnismaterial so wenig akkumuliert und so wenig kompliziert, daß es auch der mäßig begabte Kopf nach Umfang und Tiefe durchdringen konnte. Gegen heute verhält sich das Damals hierin wie ein Zinsszins zum Kapital. Also in vergangenen Jahrhunderten hatte die Vorlesung mangels der Ubiquität des Bücherbesitzes und auch weil sie dem Wissensniveau der Zeit entsprach, ihre Berechtigung. Heute existiert sie nur noch, weil „sie der Vater brachte“ und weil in der langen Zeit ihrer berechtigten Pflege sich ein sozial hochbewerteter Stand herausbildete, der nun weiter bestehen will.

Sagt bloß nicht zur Verteidigung des Vorlesungswezens, sie seien wegen des persönlich belebenden Einflusses notwendig, das Interesse für die Wissenschaft sterbe ab, wenn es dieser Galvanisation ermangle. Wohl dem, für den die Wissenschaft selbst die immer genügende Attrak-

tionstraft hat, und wehe dem, der diese an ihr nicht findet. Die Eloquenz und oratorische Begabung des Dozenten werden diese Lücke für eine Weile vielleicht stopfen, das Interesse wird vom gesprochenen Wort aus zeitweilig vielleicht für die Sache gewonnen werden können, aber dann wird es desto gründlicher damit aus sein. Während man aber damit dem einen helfen will und nicht kann, schadet man anderen. Von vornherein schon zu ungefähr gleichen Teilen für die Wissenschaft und für das Ästhetische interessiert, gleiten diese nun, besonders wenn eine verzopfte Problematik ihnen plötzlich mehr als lieb zu schaffen macht, völlig in die rein ästhetische Ebene hinüber. Die einen gewöhnen sich daran, über die fachlichen Schwierigkeiten, mit einer gestelzten Schöngelistsrabulistik hinwegzuturnen, die anderen verlegen sich auf ein leeres Ästhetentum als Kultus des *l'art pour l'art*, ohne selbst daran viel Erbauung zu finden, geschweige etwas zu leisten. Die prädestinierten Anwärter der Großstadtböhmie, tauglich nur noch zur breitpurigen Demagogie und zu sinnlosen Wortlangakumulationen. Von der Universität sind Leute dieses Schlages zu ganzen Gruppen in die Literatensalons geströmt und verplempert zwischen Stefan George und dem unaussprechlichen Karl Kraus ihr Tageslebensdasein. Natürlich ist das Vorlesungswesen nicht allein schuld daran. Aber die Gefahr, daß es durch dieses mit dazu kommen kann, und die Tatsache, daß es dadurch mit dazu gekommen ist, steht fest.

So radikal wie die Beurteilung des Vorlesungswesens sich auf den ersten Augenblick in ihrer Konsequenz ausnimmt, ist sie in Wirklichkeit nicht. Selbst die völlige Abschaffung der Vorlesungen auf geisteswissenschaftlichem Gebiet bedeutet nicht den Tod der entsprechenden Fakultäten. Es gibt ja auf der Universität nicht nur Kollegen, es gibt da auch Seminare.

Die dienen allerdings nicht dem Zweck der Stoffvermittlung, aber das brauchen sie auch heute nicht. Sie dienen der Anleitung zur wissenschaftlichen Forschung, und unter der Verwaltung tüchtiger, anregender Pädagogen leisten sie diese Aufgabe auch. Die Seminaristen sind nicht behaftet mit der Gefahr, wissenschaftliche Begabungen absterben und wertlose Schöngelistsigkeiten zur Hypertrophie auszuwachsen zu lassen. Dadurch, daß der Geist hier praktisch in die Bahnen wissenschaftlicher Untersuchung und Problemlösung hineindirigiert wird, verliert er nicht, sondern gewinnt er an Selbstständigkeit. Es wird mit dem Seminarbesuch keine Zeit verloren, man lernt etwas dabei, und zwar das, was man wo anders kaum lernen kann. Ohne Frage ist es mit allem dem zu erklären, daß die Teilnehmer der Seminarübungen bis zum Schluß des Semesters bei der Stange bleiben, wenn die Kolleghörern dem Dozenten schon in ganzen Scharen davongelaufen sind.

Die Nutzenanwendung ist einfach: Ersetzung, möglichst weitgehende Ersetzung der Vorlesungen durch die Seminare. Freilich könnte nur die läppische Ignoranz eines Adolf Hoffmann darauf verfallen, diese Ablösung als eine Aktion von heute auf heute nachmittags abzuordnen zu wollen. Daß sich wichtige Umwandlungen nicht so per Atlas vollziehen, dafür müssen wir endlich für immer Verständnis bekommen. Wir haben dieses teilweise verloren, weil einerseits der Autoritätsglaube in Form der Gehoramsleistung gegen die oberste Befehlsgewalt noch nachwirkt, und weil in Revolutionszeiten leicht ein Rationalismus hochkommt, der sein Programm einfach in die Wirklichkeit hineinbefehlen will.

Die Administration braucht, um für Ziel und Tempo die richtige Anordnung zu treffen, nur eines zu tun: die Dozenten zur vermehrten Abhaltung von Seminarübungen zu verpflichten. Dann korrigiert sich das jetzt bestehende verkehrte Verhältnis zwischen Seminar und Vorlesung im Laufe der Zeit schon von selber nach dem normalen Gang gesunder Auslese. Das Überlebte stirbt in einem Prozeß, der niemand wehe tut, ab.

Leben und Lebenswerk Karl Hoffackers

Gemeinsam entworfene Pläne und persönlich nahe Beziehungen zu dem früheren Direktor der Kunstgewerbeschule, Professor K. Hoffacker, mögen als Grund gelten, wenn das Bild des so rasch Dahingegangenen, des Künstlers, des Lehrers und des Menschen hier nochmals in größeren Umrißen vorgeführt wird, als letztes Erinnerungsblatt für des Meisters Freunde und ehemalige Schüler. Der rastlos Schaffende wird unter uns in den Denkmälern seiner nimmermüden Hand weiterleben, und man möchte bei der Ueberschau über dieses in heißer, unruhvoller Arbeit verbrauchte Leben den entchwundenen Mienen des Meisters gerne jene hoffnungsstarken Worte Guttenbs bei C. F. Meyer in den Mund legen:

Verteilt man auf den Sternen neue Lehn,
Wohlan, ich denke dann end' meinen Mann zu gehn!

Der 1856 zu Darmstadt geborene Karl Friedrich Hoffacker verlor bereits in frühester Jugend seinen Vater Dr. Friedrich Bruno Hoffacker, den ehemaligen Dozenten an der dortigen landwirtschaftlich-technischen, der jetzigen Technischen Hochschule, und verbrachte die Jugend- und erste Studienzeit in der Musenstadt am Neckar, die er deshalb zeitweilig als seine eigentliche Heimat betrachtete. Mit Begeisterung half er darum vor Jahren an der Errichtung und Aufstellung der dortigen Städtischen Sammlungen im jetzigen Cheliuschen Hause mit, die sich heute unter Karl Vohmeyers Leitung so herrlich entwickeln und fruchtbringend erschließen. An der Karlsruher Hochschule studierte Hoffacker unter Baumeister, Schell und Durm die Ingenieurwissenschaften, im Nebensach auch die Architektur, und legte 1879 als Ingenieur sein Staatsexamen ab. Als frühlichen Studenten schildern ihn noch heute seine älteren Mitschüler, die mit ihm im damaligen „Polytechnischen Verein“ einem heiteren Jugendleben ihren Tribut zollten. Auf der Kunstgewerbeschule, zu der er von der Hochschule übergang, um sich in Bau- und Raumkunst zu vervollkommen,

wurde Direktor Rachel sein Lehrer, Berater und lebenslänglicher Freund, auf dessen Anregung und Empfehlung er nach Berlin ging, um dort 1880/81 von Lessing zunächst als Assistent und dann als selbständiger Helfer bei der Einrichtung des neuen Kunstgewerbe-Museums verwendet zu werden, eine Tätigkeit, die richtunggebend wurde für sein ganzes späteres Leben. Hier entwickelte sich in ihm das Talent des Sammlers und des Raum- und Aufstellungskünstlers. In der langen Berliner Zeit von 1883 bis 1897 entfaltete er eine reiche und vielseitige Tätigkeit. Nach kurzer Wirksamkeit an der Handwerkerschule und der Kunstschmiedeanstalt von Pulz wurde er Lehrer an der dortigen Kunstgewerbeschule und Leiter der Kunsttäderei-Abteilung des Letztervereins. Daneben ging seine praktische Tätigkeit als Architekt einher: Es entstand die Kirche in Kerzendorf, die Villa Schwabach und das bekannte Künstlerhaus in der Bellevuestraße; auch die Ratstellereinrichtung in Danzig fällt in diese Zeit.

Hand in Hand mit dem mächtig aufstrebenden Wirtschaftsleben Deutschlands in den 80er Jahren entwickelte sich das Ausstellungswesen, das dem In- und Ausland die Kraft und den Glanz eines mit Riesenschritten vorwärtsdrängenden Staates verdeutlichen sollte. Wird einmal die Geschichte dieser evolutionistischen Erscheinungen unseres Vaterlandes in ethischer und völkerpsychologischer Bewertung geschrieben, so wird auch Hoffackers Name hierbei nicht vergessen werden. Schon 1888 leitete er mit Erner und v. Bracht zusammen die deutsche Abteilung der Wiener Kunstausstellung, 1891 seine erste Berliner, 1893 als Reichsarchitekt die durch Dernburgs energisches Eintreten beschiedene deutsche Abteilung auf der großen Weltausstellung zu Chicago, auf der von Hoffacker namentlich „das deutsche Dorf“ zusammengestellt wurde. Auf Anregung des Geh. Rats Goldberger beteiligte er sich 1896 an der Berliner Gewerbeausstellung und übernahm mit Grisebach und Schmitz die Einrichtung „Alt-Berlin“ und das „Fischereiwesen“. Auf der Pariser Weltausstellung 1900 erstellte er mit Radtke als Reichsarchitekt den Pavillon der A. G. G. und erhielt dabei — eine seltene Ehre — das Kreuz der Ehrenlegion. Ein ansehnlicher Freundeskreis hatte sich in der Reichshauptstadt um den heiterfrohen Meister geschart, und als langjähriger zweiter Vorstand des Vereins der bildenden Künstler knüpfte er enge, dauernde Verbindungen an mit Anton v. Werner, Stieler, Stud. v. Bracht u. a.

Nach kurzem Aufenthalt zu Zürich als Leiter der dortigen Kunstgewerbeschule (von März bis Oktober 1901) erfolgte Herbst 1901 seine Berufung an die gleiche Stelle nach Karlsruhe, als Nachfolger von Hermann Göb, wo er sich bestrehte, den damaligen Geist des Unterrichts aus dem parvenühaften Zeital einer historisch drapierten Pseudorenaissance zu einer freieren Auffassung und Anwendung der Formen hinüberzuleiten. Der bedeutende Ausbau des Kunstgewerbe-Museums am Hardtwald sollte muster-gültige Vorbilder aus allen Epochen und allen deutschsprechenden Landschaften liefern. Der historisch Denkende und Urteilende versteht es, wenn Hoffacker — ein Mann der Uebergangszeit — hierbei auch den Anschauungen jener Jahre den Tribut brachte, wenn er in frohem Sammeleifer selbst Stuben und Einrichtungen aus Ostfriesland und den Vierlanden an der Nordsee, aus Untereingadin und Tirol in seinem Museum aufspeicherte und einzimmerete, die in einem kommenden Landesmuseum nicht leicht unterzubringen sein werden. Unvergänglich ist, was er in den technologischen Abteilungen seiner Sammlungen an Glas, Bronze, Zinn, Keramik, Textilien u. a. zusammenbrachte, herrliche Originalstücke in vorbildlicher Vorführung, von denen ein großer Teil durch ihn auch vor der Abwanderung aus der engeren Heimat gerettet wurde. Um ein möglichst vollständiges Bild aller vaterländischen Kunst und Kultur in seinem Kunstgewerbe-Museum bieten zu können, übernahm er hierher einen beträchtlichen Teil der sonst zur Depotruhe verurteilten Schätze der „Vereinigten Sammlungen“ am Friedrichsplatz und schuf mit Geschmack und Kritik unter den schwierigsten Raumbegrenzungen Ausstellungsmöglichkeiten.

Da er der badischen Heimat, die er nach allen Richtungen mit Kamera und Malkasten durchwanderte, mehr und mehr sein Herz zuwandte, nahm er sich auch der von dem trefflichen Maler Edert für das Landesmuseum gesammelten badischen Trachten aufs wärmste an, brachte namentlich eine staunenswerte Zahl heimischer Kachelöfen, Schränke und Bauernhaus-Einrichtungen zusammen. Die von ihm 1906 mitgeleitete badische Jubiläumsausstellung, vor allem aber die Vorführung der badischen „Heimatkunst“ 1910, ergab eine einzigartige Kulturübersicht des Landes nach dieser volkstümlichen Seite der künstlerischen Betätigung in der Vergangenheit. Die reichen Ergebnisse aus diesen zahllosen und mühsam zusammengeschriebenen Kulturobjekten sollte Hoffacker mit dem Schreiber auf Anregung des damaligen Ministers Böhm zum 60jährigen Jubiläum Großherzogs Friedrich II. veröffentlichen. Krieg und Tod sind über den schönen Plan vernichtend hinweggegangen. In den Besten der „Badischen Heimat“, jenen Blättern des schönsten vaterländischen Vereins im Badener Land, legte Hoffacker in mehreren Aufsätzen einzelne vorausgeschickte Früchte dieser zusammenfassend gedachten Arbeit nieder. Sein schönstes Lebenswerk ist aber wohl das im Verein mit Trunzer geschaffene Bezirksmuseum zu Bruch, in kurzen Worten gesagt, eine monumentale Bildchronik der Kultur des ganzen Oberrheins, in seiner Art das einheitlichste und eines der vorbildlichsten Lokalmuseen Deutschlands. Was Wunder da, wenn jener Bezirk am Sarg des Vergewigten einen Doppelkranz niederlegen ließ.

Wir beschließen die äußeren Daten eines tätigen Erdenlebens, indem wir noch Hoffaders Beteiligung an den Ausstellungen zu Düsseldorf (1902), zu St. Louis (1904) und Brüssel namhaft machen; an ersterem Ort war der originelle Krupp-Pavillon sein Werk, an letzterem Ausstellungsort sah man seinen hiesigen „kleinen Rathausaal“, das persönlichste an Geschmack und Erfindung, was Karlsruhe ihm in Ausübung dankt. Daneben schuf er, selbstlos und hilfsbereit wie er stets war, zahlreiche Entwürfe für Denkmäler, für Adressen (z. B. an Bismarck und Hindenburg), für Buchschmuck und Kunsttätigkeit. Als Leiter einer kunstgewerblichen Schule pflegte er an seinem Museum die der Heimatkunst in Vergangenheit und Gegenwart dienenden jeweiligen Sonderausstellungen, und selbst der Krieg sah ihn anlässlich der von ihm geleiteten Kriegsbeuteausstellung und bei Rettung von Glocken und kunstgewerblichen Gegenständen in Metall unermüdet tätig. Erst als ungekannte Müdigkeit, in Borahnung des bald zu Ende gehenden Tagewerks, über ihn kam, legte er den langjährigen Vorsitz im Kunstgewerbe-Verein wie auch in der Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ nieder, um noch einmal die letzte Kraft für ein Schlusswerk zusammenzuraffen.

Wiel Licht und viel Schatten zogen über dies arbeitsreiche, schaffensfrohe Künstlerleben dahin. Das Schicksal, das ihm so zahlreiche Ehrenkränze verlieh, flocht ihm auch manchen Dornenkranz und verlagte ihm eigenwillig die Erfüllung schöner Wünsche. Fast schmerzlich war es für die Freunde zu sehen, wie dem gern abseits und einsam Dahinziehenden, der keine eigentliche Herrscher- und Befehlsmacht sein mochte und der dazu bestimmt war, in einem großen frei- und selbstgezeugenen Wirkungskreis auf sich allein gestellt, zu schalten und zu gestalten, allmählich Kräfte, Mut und selbst Frohsinn in pflichtmäßiger Werkarbeit zerrannen. Parteilosheit im Charakter, lebenswürdig und nachgiebig im Umgang, herzengut und sonnig in der Tiefe seines Gemüts, wenn er sich Gleichen sicher gegenüber wachte, durfte er wohl Lenans Spruch und Wunsch für sein Erdenwallen sich erfüllen:

Weiße Herzen bleiben Kinder all ihr Leben, und es falle ihnen auch das Los gelinder als den Menschen von Metalle.

Sein Los aber ließ ihn, den Schönheitsucher und Streitunfrohen, so manches Mal in den gemeinen Werktag und unter Werktagmenschen hineingeraten und legte ihm dann gelegentlich ein Wort auf die Lippen, mit dem er Menschen, Zustände und Schicksal, wohl sehr oft mit Recht, hörbar und unhörbar, bitter anklagte. Bei seinem rückhaltlos-offenherzigen Wesen von Personen hin und wieder getäuscht und selbst mißbraucht, entfloß er, dem die Natur die grad und ungrad zufahrende Derbheit und Rücksichtslosigkeit der Gewalt- und Fämnischen für den Daseinskampf verjagt hatte, diesen wie sich selbst am liebsten zu Berg und See, um bei den stillen Freunden der Aquarellmalerei seine Welt wieder zu finden.

Es bleibt für immer bedauerlich, daß dem Sammler und Museenstecher, dem exprobierten Ordner und Gestalter, nicht vor einem Jahrzehnt und länger schon die Aufgabe erwuchs, all die historischen und kunstgeschichtlichen Schätze Karlsruhes an einem Ort zu vereinigen und musterträchtig für Land und Volk aufzustellen. Wir sahen mit herzlicher Freude die Krönung seines mühevollen Schaffens und rastlosen Sammelns in greifbarer Nähe; es durfte die Schlussteinlegung seines Lebenswerkes werden. Die Verschmelzung aller hiesigen Museen und deren Unterbringung im Schloß sollte in erster Linie seiner in Schönheit und Liebe gestaltenden Hand anvertraut werden. Der Stiff, der bereits die Grund- und Richtlinien für dieses Haus zog, in dem alle badischen Denkmäler ihre endgültige vornehme Heimstätte finden sollten, ist dem Meister plötzlich entfallen. Suchen wir in liebendem Vollbringen die Erinnerung an dieses Leben zu verewigen, das bis in die letzten Erdenstunden sich in Hingebung und edlem Willen betätigte. Hans Rott.

Badische Bücherschau.

Nr. 19.

Hebels unvergängliche Erzählungen locken immer wieder zu Neuauflagen. Alt und Jung erfreut sich an ihnen, und so ist es begreiflich, daß auch einmal ein Band ausdrücklich für die Jugend zusammengestellt wird, wie er in der Reihe „Unsere Kinderdichter“ herauskam. Mit der Abstempelung „Kinderdichter“ tut man Hebel freilich ein Unrecht. Aber darüber wird er unschwer Herr. Der Herausgeber der Sammlung, die mit den Bildern nach Ludwig Richter geschmückt ist, wählte überdies den etwas schiefen Titel „Geschichten und Schnurren“ und erzählt in der Einleitung nicht gerade kenntnisreich: „Im Schwabenland (!) liegt die Heimat des Erzählers dieser lustigen Schnurren.“ Auch sonst stören mehrere Ungenauigkeiten. Ist es so schwer, jemand zu finden, der ein inneres Verhältnis zu Hebel und die nötige Vertrautheit mit ihm besitzt? Man kann das Bändchen (München, Verlag Seybold; 2,50 Mk.) also nur mit Vorbehalt empfehlen und dem Herausgeber den Rat geben, es bei nächster Gelegenheit verbessern zu lassen. — Die Novelle „Der Spiegel“ von Emil Strauß, deren Abdruck in der Neuen Rundschau wir schon erwähnt haben, ist jetzt als Buch erschienen (Berlin, S. Fischer; 7,70 Mk.). Sie ist voll reicher Schönheiten und verrät in zahllosen Einzelheiten die Hand eines reifen Meisters. Doch gebriert es ihr an Geschlossenheit; sie zerfällt eigentlich

in drei Teile von selbständiger Haltung und runder sich nicht ganz zur künstlerischen Einheit. Im Menschlichen bewegt sie sich auf ebenso reiner Höhe wie im Künstlerischen, verbirgt aber auch da nicht den Sprung, der beides stellenweise durchzieht. Die ethische Forderung des Helden im letzten Teil wird zu starrer Unerbittlichkeit, die zerstört und verarmt, statt aufzubauen und zu beglücken. Aber trotzdem: hier ist ein schönes Werk aus eigenem Buchs, mit dem tiefen Klang echter Dichtung erfüllt und getragen von einer persönlichen Kunst- und Weltbetrachtung. — Ein Weltanschauungsbuch für Jünglinge schrieb Paul Jäger (Freiburg) unter dem Titel: „Vom Sinn des Lebens“ (Tübingen, Mohr; 6,60 Mk.). Das Buch entstand aus Briefen an einen Konfirmanden, dem das Auge für alle wichtigen Lebensfragen geöffnet werden. Der Verfasser übt sein Amt in frommem, seelentkundigem Drang und mit der Fähigkeit, sich nicht nur theologisch, sondern auch dichterisch in den Stoff zu versenken. Sein warmer Ton und sein bekenntnisstarker Glaube werden manchen Leser erquiden. — Lebensfragen nennt Hermann Heißler eine Sammlung von 17 Predigten, die er in der Lutherkirche zu Konstanz gehalten hat (Konstanz, Bölling-Verlag; 5,50 Mk.). Er wendet sich nicht so sehr an das Gefühl, als an die Denkfähigkeit und fördert in seinem Wahrheitsstreben manchmal Erkenntnisse zutage, die dem kirchlichen Glauben ungewohnt sind. Er erörtert Probleme wie das der Freiheit, des Schicksals, des Wunders, Glauben und Wissen und dergl. mehr.

Ueber den Pädagogen Ernst v. Sallwürk ist zu seinem 80. Geburtstag (7. Mai) eine kurze Biographie und ein Führer durch seine zahlreichen Schriften aus der Feder von Albert Daur (Professor in Baden-Baden) erschienen (Langensalza, Beyer; 1 Mk.). Seit 1877 wirkt E. v. Sallwürk in Karlsruhe, und die badische Schule weiß, was sie ihm dankt. Auch jetzt ist er noch unermüdet als Schriftsteller tätig, und dieser Führer durch seine Arbeiten entspricht gewiß einem Bedürfnis.

Die badische Revolution hat ihre erste knappe Darstellung in der Ausgabe der Badischen Verfassung gefunden, die Landesrechtspräsident J. A. Zehner für den Verlag Bensheimer in Mannheim besorgt hat (6 Mk.). Sie ist dem Text der Verfassung mit seinen Anmerkungen, die in der Hauptsache auf die Kommissionsbeschlüsse zurückgehen, als Einleitung vorangestellt; sie ergänzt und berichtigt, soweit es nötig war, den Bericht der Verfassungskommission, wie er seinerzeit der Landesversammlung vorgelegt wurde. — Ueber die Einführung von Volksinitiative und Volksreferendum in die neuen Verfassungen der deutschen Staaten auf Grund des Regierungsentwurfs zur Badischen Verfassung schrieb J. Curtius (Heidelberg, Winter; 2,20 Mk.). — Neue Wege zur Besteuerung weist Ludwig Henrich (Karlsruhe) in seinem Buch Die Vermögensabgabe (Mannheim, Bensheimer; 6,60 Mk.). Seine Vorschläge, die klug und temperamentvoll vorgebracht werden, haben viel Einleuchtendes und gehen ins Einzelne. Henrich rechnet nicht auf die Steuermoral, die ihre Pflicht dem Staat gegenüber reiflos und womöglich gern erfüllt. Nach seiner Methode wird die große Vermögensabgabe „wie eine Operation in der Markose“ vorgenommen, so daß der Operierte kaum etwas spürt. Sein Mittel: Der Schuldner, nicht der Gläubiger, führt am Stichtag 20 Proz. des Wertes an den Fiskus ab. Wie sich Henrich das im einzelnen denkt, wie also z. B. der Fiskus Miteigentümer am Grund und Boden, an Aktiengesellschaften usw. wird, das lese man bei ihm selber nach und lasse sich zum Ueberdenken des Problems anregen. — Die badischen Handwerkskammern geben seit einiger Zeit eine Schriftenfolge heraus, von denen das einzelne Heft je nach dem Umfang 20 bis 75 Pfg. kostet. Behandelt werden Themen wie: Spargenossenschaften, Soziale Einrichtungen, Die Frau im Handwerk, Das Lehrlingswesen.

Der Katalog der Mannheimer Ausstellung „Baden im Bild“ von W. F. Stord (1 Mk.) bringt eine wertvolle, mit charakterisierenden Einleitungen versehene Uebersicht über das reiche Material, das in jener Ausstellung zusammengebracht war und somit eine literarische Zusammenfassung künstlerischer Dokumente unserer Heimat, deren Wert immer von Bedeutung sein wird. — Als eine Art Gegenstück dazu sei A. Bohmeyer's Verzeichnis der Heidelberger Maler der Romantik erwähnt, das einen wertvollen Ausschnitt aus der badischen Kunstgeschichte bietet. Neben Bekanntem findet sich da manches Neue, ja es fehlt nicht an eigentlichen Entdeckungen. Dazu gehört etwa der charakteristische Romantiker Gg. Phil. Schmitt (1808—1873), der ganz verschollen war, oder Gg. Wilh. Pfel (1785—1870), der Gönner des früh verstorbenen A. Phil. Johr. — Der Führer von H. Guth durch die Karlsruher Bildergalerie kommt jetzt in 3. Auflage heraus (3 Mk.). Solche Bücher, die eine Anleitung zum Kunstbetrachten geben, entsprechen einem Bedürfnis. Das vorliegende ist etwas trocken und ungelent geschrieben; es berücksichtigt in erster Reihe das Stoffliche eines Bildes, dessen Inhalt es erzählt, geht aber auch auf die künstlerischen Fragen, auf Komposition, Farbe, Technik und dergl. ein. — Wasnuth's Monatshefte für Baukunst bringen im 8. Jahrgang Heft 8/10 einen Aufsatz von Aug. Stürzenacker über seinen Neubau des Kirchhauses Baden-Baden, den zahlreiche gute Abbildungen unterstützen. In den unter H. Bosserts Leitung erscheinenden Kunstheften (E. Wasnuth, Berlin, 3,60 Mk.), die eine neue Erscheinungsform — halb Mappe, halb Zeitschrift — darstellen, stammt das neueste (Nr. 5) von Oskar Gehrig und behandelt in kurzem Text undesselnden Beispielen das aktuelle Thema „Plastik und Revolution“, die Wechselwirkung von Kunst und Leben besonders sinnfällig illustrierend. —

Ein Stück Freiburger Kulturgeschichte vermittelt Anton Rehbach mit seiner Biographie von Heinrich Sautier (1746—1810), dessen Name durch seine Stiftungen lebendig erhalten wird. Gegenüber den früheren Darstellungen (z. B. von Hansjakob) bringt diese viel Neues, da sie den Kreis ihrer Betrachtungsweise weiter zieht und neben dem Priester und Sozialpolitiker auch dem Schriftsteller Sautier einen breiten Raum gewährt. Als solcher hat er sich im Kampf gegen die Aufklärung betätigt, die er als Werk der Freimaurerei ablehnte. Es ist viel stoffliches Wissen in dem Buch zusammengetragen. (Freiburg, Herder; 5,60 M.)

Zum Schluß sei noch auf das reichhaltige Doppelheft 1918/19 der Badischen Heimat hingewiesen. Es enthält u. a. einen kulturhistorisch und politisch orientierenden Aufsatz von Eugen Ehrmann über das badische Land und den badischen Staat. H. Wächtold veröffentlicht badische Sagen, Legenden, Schwänke; Frau Kilian ihre Erinnerungen an Schessel und sein Elternhaus, die ein nicht durchweg erquickliches Bild zeichnen; H. Sillis unveröffentlichte Arbeiten von Hebel. — Damit sind wir bei dem Namen angelangt, der wie am Anfang so auch am Ende unserer heutigen Zusammenstellung stehe. W. E. Desterling.

Wie ein Feldherr stürzte.

In den nächsten Tagen wird aus der Feder des Wiener Schriftstellers Karl Friedrich Nowak ein Buch erscheinen: „Der Weg zur Katastrophe“. Es gibt bisher unbekanntes Dokumente zum Zusammenbruch Deutsch-Oesterreichs, und sie erhalten einen gewissen historischen Wert dadurch, daß ein dem Buch vorgesehener Brief Conrad von Höbendorfs an den Verfasser die von diesem mitgeteilten Tatsachen ausdrücklich bestätigt.

Wir geben aus dem Werk als Probe das Kapitel von Conrads Sturz wieder.

Erzherzog Friedrich kam eines Abends zu Freiherrn von Conrad nach Ansbach. Er kam, asthmatisch wie immer, setzte sich höchst erschauert, atmete noch beschwerlicher als sonst, und es schien, als wäre ihm gerade diesmal seine Kurzaumigkeit ganz recht, um Bedrücktheit oder Besangenheit zu verdecken. Conrad hatte den Erzherzog mit unbestimmtem Gefühl erwartet. Conrad stand plötzlich die ganze Badner Zeit, diese ganze neue Arbeitsmethode mit Kaiser Karl, vor Augen. Auch wenn der Kaiser bisher fast stets noch nachgegeben hatte: vom ersten Tage an hatte es zwischen Kaiser und Marschall doch nichts als Meinungsunterschiede gegeben. . . . Auch an die französischen Zeitungen dachte er wieder, darin ja gestanden hatte, wie sehr er dem Kaiser „unsympathisch“ war. . . . Keinen Zweifel gab es, weshalb Erzherzog Friedrich hier saß. Conrad begriff durchaus. Aber der Erzherzog fand in der Peinlichkeit seines Auftrages noch immer keinen rechten Anfang.

„Ja, — lieber Conrad — Es ist so schrecklich —“

Er stieß die Worte förmlich hervor. Und brach wieder ab. Und begann von neuem.

„Sie wissen ja, wie ich Sie schätze — Ich weiß auch gar nicht, wie ich es Ihnen sagen soll —“

Er brach abermals ab. Es war deutlich, wie er litt. Und wie er ja so gänzlich außer sich sei. . . . Und: „Ach . . .“ und: „Gott . . .“ Der Kaiser hätte ihn hierher geschickt. Und nichts wäre ihm so schrecklich —

Conrad lächelte. Er spürte, nachsichtig vor dem alten Herrn, die ganze Verlegenheit, die dem Erzherzog die heikle Botschaft gab.

„Sie bringen mir also die Enthebung?“

„Ach ja . . .“ brach der Erzherzog erleichtert aus. „Das ist es ja . . .“ Jetzt fand er rasch die Sprache. Ihm selbst hatte der Kaiser mit der Abschiedsbotschaft einen General geschickt. Er wollte den Freundschaftsdienst bei dem Freiherrn lieber selbst übernehmen.

Conrad dankte und beruhigte den Erzherzog. Was ihn selbst betreffe, so könne er Amt und Arbeit jeden Augenblick übergeben. Er hätte darauf geachtet, daß der von ihm geleitete Apparat blühend zu jeder Stunde sei und jeder Nachfolger auch das kleinste Mädchen in voller Ordnung finde. Er übergebe Reichsgrenzen und Heer unverfehrt, tadellos und fleckenlos. Gleich gelte ihm sein persönliches Schicksal —

„Aber Excellenz Conrad!“ Der Erzherzog beehrte sich. „Das will ja der Kaiser nicht. Der Kaiser will, daß Sie nach Tirol gehen.“

Der Marschall stand eine Weile tonlos. Der Ueberdruß stieg in ihm auf. Den ganzen hoffnungslosen Kampf mit dem jungen Menschen, dem vor drei Monaten der Tod des Kaisers Franz Joseph eine unheilvolle Macht gegeben, durchlebte er noch einmal. Flüchtig durchfuhr ihn eine Sehnsucht: „Wenn ich nur endlich Ruhe hätte!“

„Wenn es sein muß . . . Meinetwegen. Ich gehe auch nach Tirol.“

Der Erzherzog hatte sich befreit empfohlen. Der Marschall raffte sich zusammen. . . . Und ging. . . . Zum letzten Rapport des Generalstabs beim Kaiser.

Nichts verriet Ungewohntes an den Mienen Karls. Er saß an seinem Schreibtisch. Er las, er unterfertigte. Der Marschall gab Meldung um Meldung. In der täglichen Folge: Hier Abendbericht — hier Situation. Der Kaiser hörte, las, nickte und unter-

schrieb. Er sprach kein Wort. Er hielt nur den Blick gesenkt. Da begann, als den Meldungen nichts mehr hinzuzufügen war, endlich der Freiherr.

„Majestät haben mir heute den Erzherzog Friedrich geschickt —“

Jetzt fuhr der Kaiser schnell herum.

„Sie sind doch nicht gekränkt?“

„Gekränkt bin ich überhaupt nie, Majestät.“

„Also, Sie gehen nach Tirol?“

Der Marschall schwieg. Nein: er ging nicht nach Tirol. Er hatte jetzt genug. Armeekommandanten gab es viele. Dazu bedurfte man seiner nicht. Er war nicht gekränkt, indes mochte man ihn, wenn man seiner schon entraten sollte, ganz entbehren.

„Nein, Majestät. Ich gehe nicht nach Tirol.“

„Aber warum denn nicht? Sie gehen ja so gern in die Berge —“

Der Kaiser unterbrach sich. Er hatte versucht, den Freiherrn anzusehen. In Conrad aber stieg der Groll empor. Versehen konnte er, daß der neue Herr auch neue Räte suchte. Aber Bismarcks Abschied stand vor ihm. Der junge Karl hatte nicht einmal des jungen Wilhelms eine Spur. Die verdienstlichsten Ratgeber durfte man wegschicken, den Dank vom Hause Oesterreich durfte man erneuern, wenn man sich stark und frei genug fühlte, wenn man neue Ratgeber wußte. Aber die Ahnung seiner Zeit, den Ernst seiner Würde mußte man besitzen, wenn man auf Kaiserthronen saß. Die Mittelmächte nahen der Krise. Die Tiroler Front aber war ein Ausflugsplatz für mitleidige Marschälle. Hart sah er den Kaiser an. Der Kaiser wandte den Kopf fort.

„Nein. Ich gehe nicht nach Tirol. Ich bitte, mich ganz zu entlassen.“

Da er sich zum Gehen wandte, bat ihn der Kaiser noch, die Angelegenheit wenigstens zu überschlafen.

Aber der Marschall beharrte auf seinem Entschluß. Er erbat Audienz am nächsten Morgen. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er an Stellen und Würden hänge. Es bleibe dabei: er bitte um ganzen Abschied.

Jetzt willigte der Kaiser ein. Zwingen konnte er Conrad nicht. Er hatte es nie gekonnt. Aber der Kaiser brauchte einen Abgang. Vielleicht spürte er auch undeutlich und fernher, wen er verabschiedete. Er nahm sein eigenes Theresien-Kreuz.

„Diesmal wenigstens werden Sie mir das nicht ablehnen —“

Einmal hatte der Freiherr auf den höchsten Orden schon verzichtet. Er gab nichts auf Orden. Aber jetzt galt es, ein Ende zu machen. Irgend eine Form mußte der junge Mensch, da er einmal der Herrscher war, auch wahren. Conrad nahm den Orden und ging, jetzt fast schon wieder heiter geworden. Denn er sah persönliche Aussblicke. Er war — nach fünfundvierzig Arbeitsjahren — ein freier Mann.

Auf dem Bahnhof erwählten zum Abschied niemand. Denn Gestürzte grüßt bei Hofe keiner. Freiherr von Conrad fuhr davon in Ungnade. Der mächtigste Mann in der Monarchie war gefallen. In Baden sprach man längst von anderen Dingen. In Baden hatte selbst der Hauptmann-Platzkommandant keine erhebliche Ordnung mehr für Conrad von Höbendorfs Gepäck. Aber der Freiherr lachte schon wieder. Er fuhr nach Wien in die Freiheit.

Die währte eine einzige Nacht. Am Morgen meldete sich der Generaladjutant Seiner Majestät. Und ohne die Gewährung durch Seine Excellenz dürfe er überhaupt nach Baden nicht zurück: der Marschall müßte das Kommando in Tirol übernehmen. Darüber wären alle Ratgeber sich einig. Und man schätze —

„Wenn man mich unbedingt in Tirol braucht, so soll der Kaiser mir das schreiben. Ich verlange, daß man mir den Zwang, das Kommando zu übernehmen, schwarz auf weiß bestätigt. Es soll mir niemand sagen, daß ich an Stellen klebe. Ich gehe nicht ohne den Brief.“

Der Generaladjutant fuhr nach Baden zurück. Der Kaiser schrieb:

„Lieber Feldmarschall Freiherr von Conrad!“

In Ihrer allgemein bekannten und hochgeschätzten Selblosigkeit wollten Sie, lieber Feldmarschall von Conrad, sich jetzt aus der Aktivität zurückziehen.

So sehr ich die Gründe, die Sie zu diesem Entschluß führten, würdige, so muß ich doch an Ihr patriotisches Empfinden appellieren und die Erwartung aussprechen, daß Sie — unter Berücksichtigung der wichtigen, militärischen und politischen Gründe, die für die Uebernahme des Kommandos in Tirol gerade durch Ihre Person sprechen — dieses Kommando übernehmen.

Ich bin überzeugt, daß Ihre bewährte Kraft und der Klang Ihres in meiner Wehrmacht hoch geschätzten, bei unseren Feinden gefürchteten Namens auf dem Tiroler Kriegsschauplatz ein wesentliches Moment zur Erreichung weiterer Erfolge bilden wird.

Baden, am 1. März 1917.

Karl.“

Kein Einwand mehr war zu erheben. Was Conrad in drei Jahren geleistet, sah kein Mensch. Durch die Zeitungen ging sein Sturz kaum als ein Intermezzo. . . . Macht und Steuerung hatte der Kaiser ihm jetzt genommen. Um die Zukunft durfte er bangen. In die eigene Freiheit durfte er nicht. In Bozen war fortan sein Standort und Exil. Wortlos war Conrad einst ins Hauptquartier gefahren. Wortlos fuhr er jetzt nach Bozen.